



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

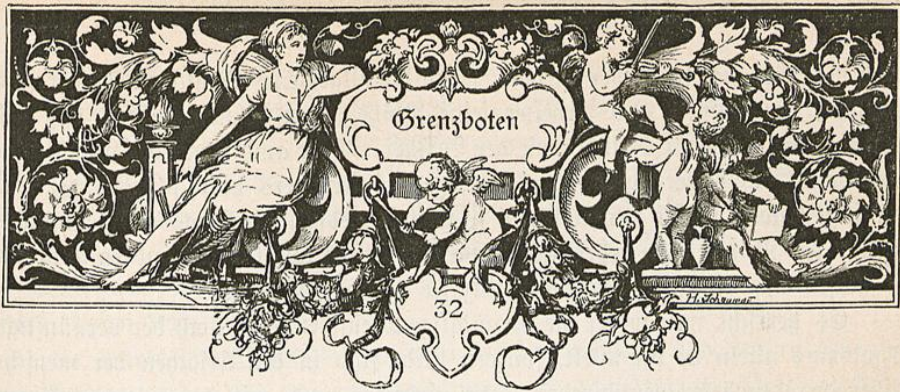
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schubert-Soldern, R. von: Die psychologische Unmöglichkeit eines sozialdemokratischen Staates : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die psychologische Unmöglichkeit eines sozialdemokratischen Staates

Von R. von Schubert-Soldern

(Schluß)



Es drittes, womit die Sozialdemokratie in Widerstreit geraten würde, ist von mir der Egoismus bezeichnet worden. Der Egoismus und sein Gegenteil, die allgemeine Menschenliebe, können vernünftig oder unvernünftig sein. Der vernünftige Egoismus beruht auf der Einsicht, daß die Zufriedenheit der andern notwendig sei zur eignen Zufriedenheit. Niemand wird sich seines Besitzes ruhig erfreuen können, wenn er die Mißgunst und den Haß andrer durch die Art und Weise des Gebrauches auf sich gezogen hat. Der vernünftige Egoismus wird wenigstens dahin streben, den Vorteil andrer so weit zu berücksichtigen, als es zum ruhigen Genuße der eignen Güter notwendig erscheint; mit einem solchen Egoisten wird man auskommen können, so lange man keine Aufopferung von ihm verlangt. Es giebt aber auch einen andern Egoismus, der den eignen Vorteil ohne Rücksicht auf den Vorteil andrer verfolgt, und der schließlich einen solchen Haß erregen kann, daß er sich selbst zum Nachteil wird.

Daß die allgemeine Menschenliebe das Wohl andrer mindestens dem eignen gleich achten muß, ist an sich klar und bedarf keiner weitem Erörterung; aber sie kann auch unvernünftig sein, indem sie dem Nebenmenschen Vorteile zu verschaffen strebt, die schließlich zu seinem eignen Nachteil ausschlagen, oder ihn vor einem Leid zu bewahren sucht, das nur zu seinem eignen Vorteil dienen kann. So viel mag zur Feststellung der Begriffe dienen.

Herrschte die allgemeine Menschenliebe in ihrer vernünftigen Form in der Welt allein, dann wäre ein sozialdemokratischer Staat unnötig. Mag Besitzer

und mag Arbeiter sein, wer da will, wenn die allgemeine Menschenliebe herrscht, so wird der Besitzer dem Arbeiter seine Mühe so zu Lohnen suchen, daß sich der Arbeiter so wohl befindet wie der Besitzer. Aber auch wenn der vernünftige Egoismus allein herrschte, wäre die Lage des Arbeiters nicht schlecht, der vernünftige Egoist müßte den Arbeiter so weit befriedigen, daß das Vergleichungsgefühl des Neides keine bedrohliche Stärke erlangen könnte; mit andern Worten, er müßte ihm eine behagliche Existenz zu verschaffen suchen.

Es herrscht nun weder die vernünftige Menschenliebe, noch der vernünftige Egoismus allein in der Welt, sondern beide sind in den Ursachen der menschlichen Handlungen unentwirrbar unter einander und mit der unvernünftigen Menschenliebe und dem unvernünftigen Egoismus vermengt. Es scheint aber doch der unvernünftige Egoismus vorzuherrschen, sonst hätten sich nicht solche Zustände bilden können, wie sie thatsächlich bestehen: die Bildung großer Vermögen durch Ausbeutung andrer. Dieser unvernünftige Egoismus treibt die Menge der Sozialdemokratie in die Arme, und doch würde derselbe Egoismus auch wieder aus der Sozialdemokratie herausführen. Es verhält sich hier so wie bei dem vorigen Punkte: die Unselbständigkeit und Abhängigkeit der Arbeiter von ihren Arbeitsherren treibt sie der Sozialdemokratie zu, und dieselbe Unselbständigkeit würde sie wieder aus dem sozialdemokratischen Staate hinaus treiben.

Nehmen wir an, der sozialdemokratische Staat wäre fix und fertig, dann müßte es Verwaltungen geben, die das von Einzelnen oder Genossenschaften abgelieferte Arbeitserzeugnis auf seine Güte zu prüfen hätten; denn nicht jede Arbeit kann bezahlt werden, sondern nur die von gewisser Güte. Die Behörden müßten daher ein gewisses Maß von Güte der Arbeit für die Bezahlung aufstellen; schlechtere Arbeit müßte als ungethan betrachtet werden. Die Folge davon wäre, daß niemand über dieses Maß gut arbeiten würde, denn weswegen sollte er besser als die andern arbeiten und doch nicht mehr als sie erhalten? (Wollte man aber jede Arbeit nach ihrem Werte abschätzen, so müßte es fast mehr Beamte als Arbeiter geben, und trotzdem wären die größten Streitigkeiten und allgemeine Unzufriedenheit nicht zu vermeiden.) Es würde also mit der Zeit die gesamte Arbeit auf ein niedrigstes Maß von Güte herabsinken. Man könnte nun meinen, der Gedanke, daß das, was man verarbeitet, auch wieder zur Verteilung gelange, daß also jeder sein eigener Feind sei, wenn er schlecht arbeite, müßte zum Antriebe dienen, gut zu arbeiten. Dieser Antriebe würde aber durch zwei andre Umstände aufgehalten werden. Kein Arbeiter bekäme nämlich sein eignes Arbeitserzeugnis zum Verbrauch (oder wenigstens nur ganz ausnahmsweise), sondern das andrer Arbeiter; wenn er daher auch selbst gut arbeitete, so müßte ihm das nichts, denn er arbeitete für die andern, und die andern arbeiteten für ihn; wenn er noch so gut arbeitete, so hätte er doch gar keine Sicherheit, daß die andern auch so gut arbeiteten, daß

er also nicht trotzdem schlechte Arbeitserzeugnisse zum Verbrauch bekäme. Der aber kennt die menschliche Natur schlecht, der da glaubt, daß der Mensch im allgemeinen über das Naheliegende hinaus auf das Entferntere und Ganze sehe. Der nächstliegende Antrieb aber ist, schlechter und daher weniger arbeiten zu können; daß man, wenn jeder so handeln wollte, schließlich selbst darunter leiden müßte, ist ein Beweggrund so abstrakter und nachdenklicher Natur, daß er wieder nur nachdenklichen Leuten zum Antriebe dienen kann; aber wie viel Leute denken denn nach?

So würde schließlich das festgestellte Mindestmaß von Arbeitsgüte niemals überschritten werden oder nur ganz ausnahmsweise, und die ganze Kultur würde eine Rückentwicklung beginnen. Denn in der sozialen Entwicklung giebt es keinen Stillstand; wo es kein Vorwärts giebt, giebt es bloß ein Rückwärts. Ist einmal eine gewisse Faulheit gestattet, dann reißt die Faulheit des einen die andern mit, und die Arbeit sinkt immer tiefer bis zu jenem Werte, mit dem sich die nackte Existenz aller noch verträgt. Mit andern Worten: der jeweilig faulste wird zum Muster, nachdem sich mehr oder weniger die andern richten. Es gäbe zwar einen Weg, diesem Übel vorzubeugen, aber man käme dadurch nur in ein andres. Die Behörden hätten nämlich keine Interesse daran, daß faul und schlecht gearbeitet würde, sie würden die Erzeugnisse verbrauchen, aber sie würden sie nicht unmittelbar schaffen helfen; sie könnten daher bei guter Arbeit immer nur gewinnen, ohne deswegen selbst mehr arbeiten zu müssen. Sie wären also die, die bis zu einem gewissen Grade das Trägheitsmaximum in ihrer Hand hätten, die unparteiisch das Maß aufstellen könnten, wonach sich die Güte der Arbeit zu richten hätte; aber nur unter einer Bedingung, daß sie nämlich in ihrer Stellung von der Volksgunst völlig unabhängig wären. Hätte das Volk einen Einfluß auf die Wahl der Beamten, dann würden nur die weiterkommen können, die dem Volke schmeichelten und es in seiner Faulheit möglichst unterstützten, und es würden sich sogar viele finden, die bestrebt wären, die erforderliche Güte der Arbeit herabzudrücken, nur um in der Gunst des Volkes zu steigen. Wären aber die Beamten vollständig unabhängig von der Volksgunst, dann vereinigten sie in ihrer Thätigkeit der Güterbeurteilung und Güterverteilung eine so furchtbare Macht, wären so selbständig gegenüber den unselbständigen Arbeitern, daß sie schließlich (auch nach dem Gesetz, daß es nur ein Vorwärts oder Rückwärts giebt) aus Beamten zu Herren der Arbeiter werden müßten; denn niemals ist große Macht lange ohne Mißbrauch geblieben. Die immer unselbständiger werdenden Arbeiter würden also schließlich zu willenlosen Werkzeugen, zu Staatsflaven in der Hand der Beamtenaristokratie werden.

Dem gegenüber werden vielleicht die strengsten Sozialdemokraten behaupten: mag die Arbeitsgüte und die Arbeitsmenge im sozialdemokratischen Staate noch so sehr sinken, wenn sich die Bürger nur glücklich dabei fühlen;

laßt uns leben wie die Tiere, wenn wir nur als Tiere glücklich leben! Sie sind nicht zu widerlegen. Aber ich glaube, daß in jedem Staate, dessen Volk nicht physisch und geistig auf der niedrigsten Stufe der Kultur und der Kraft steht, ehe er auf einen solchen Standpunkt sinken würde, eine Reaktion eintreten müßte, die die Grundsätze des sozialdemokratischen Staates verlassen und wieder zum Konkurrenzstaat zurückkehren würde, die einsehen würde, daß der Egoismus eine notwendige Triebfeder des menschlichen Handelns ist, eine Triebfeder, die zwar zu den größten Übelständen führen kann, die aber trotzdem nicht fehlen darf, wenn nicht eben solche Übelstände die Folge sein sollen. Jedes Ding hat zwei Seiten; was von der einen Seite ein Fehler ist, ist von der andern Seite eine Tugend, und die Kunst des praktischen Lebens besteht darin, den Punkt aufzufinden, wo sich beide Seiten möglichst das Gleichgewicht halten. Wenige Menschen werden sich für den abstrakten Begriff der Gemeinschaft oder Gesellschaft oder der Menschheit praktisch begeistern oder aufopfern; die Gesellschaft und die Menschheit sind keine Wesen, die leben oder lieben, Haß oder Liebe einflößen können, sie sind kalte, leblose Abstraktionen des Einzelnen und erhalten Leben nur durch die, die mit diesem Einzelnen leben, und vor allem durch die, die dem bestimmten Einzelnen wert und teuer sind. Kann man daher den Einzelnen nicht durch seinen eignen Vorteil oder den Vorteil derer, die ihm zunächst stehen, für etwas interessieren, so kann man ihn dafür meist überhaupt nicht interessieren. Kann jemand nicht für sich und die Seinen unmittelbar durch seine Mühe Vorteile gewinnen, so wird er für die ihm unbekanntem Glieder der Gesellschaft oder der Menschheit selten auch nur einen Finger rühren. Deswegen ist es notwendig, daß das egoistische Interesse des Einzelnen eine Anregung finde, wie sie ihm die Konkurrenz bietet; natürlich darf die Konkurrenz nicht die Konkurrenz unmöglich machen, wie das beim Großkapital der Fall ist.

Ein viertes, was der Sozialismus zu übersehen pflegt, ist das Bedürfnis. Das Bedürfnis kann dem Genuß einer neuen Lust immer nur folgen, nie ihm vorhergehen, durch den Genuß wird erst das Bedürfnis erzeugt; man kann nie das Bedürfnis nach einer Lust haben, die man nicht kennt. Allerdings wird eine gänzlich unbekanntem Lust, außer in den Kinderjahren, niemandem entgegentreten, weil er stets imstande sein wird, sie sich nach bekannten ähnlichen Lustarten wenigstens im allgemeinen vorzustellen. Das Bedürfnis selbst aber kann psychologisch nicht weiter zerlegt werden, es ist eine Grundthatfache des menschlichen Seelenlebens. Die Bedürfnisse eines Menschen werden daher abhängen von den Genüssen seiner Jugend und seines jugendlichen Mannesalters, und die Auswahl dieser Genüsse wird sich ergeben aus seinen geistigen Anlagen und den eigentümlichen Lebensverhältnissen, in denen er erzogen worden und thätig gewesen ist. Es ist nun klar, daß insolge dessen die Zusammensetzung der Bedürfnisse bei jedem Menschen anders

sein wird, sowohl weil die geistigen Anlagen als auch weil die äußern Verhältnisse bei jedem anders sind; daher wird auch ihre Wechselwirkung ein verschiednes Ergebnis haben. Diese Verschiedenheit der Bedürfnisse ist sogar eine Bedingung des menschlichen Fortschritts, sie bringt jene Gegensätze und Übereinstimmungen unter den Einzelnen hervor, die Leben und Bewegung in die Gesellschaft bringen, indem sie einerseits Einigkeit, andererseits Kampf in ihr erzeugen. Wären die Bedürfnisse aller gleich, so müßte ein Gleichgewicht aller Bestrebungen entstehen, bei dem eine Entwicklung nicht denkbar wäre.

Nun kann aber der sozialdemokratische Staat den Bedürfnissen der Einzelnen nur sehr geringen Spielraum lassen, ist aber doch auch nicht imstande, die geistigen und physischen Anlagen sowie die äußern Verhältnisse der Einzelnen auszugleichen. Daß der sozialdemokratische Staat die geistigen und physischen Anlagen der Einzelnen nicht ausgleichen kann, leuchtet von selbst ein; aber auch die äußern Verhältnisse kann er nicht bei allen gleich gestalten, wenn er auch in wirtschaftlicher Beziehung hier viel zu leisten vermag. Die Verschiedenheit der äußern Natur hat ja doch zur Ausbildung der verschiednen geistigen und physischen Anlagen sehr viel beigetragen (wenn sie sie nicht geschaffen hat), und alle drei zusammen haben die wirtschaftlichen Verhältnisse erzeugt, nicht umgekehrt, wenn auch die Wechselwirkung zwischen diesen beiden Gruppen von Verhältnissen nicht zu unterschätzen sein wird. Diese Verschiedenheit der äußern Natur bleibt aber fortbestehen und wird in Verbindung mit der Verschiedenheit der geistigen und physischen Anlagen auch eigentümliche Charaktere und Bedürfnisse erzeugen. Diese Verschiedenheit der Bedürfnisse wird Verschiedenheit der Arbeit, sie wird die Berufswahl erfordern. Diese Berufswahl muß der Sozialismus wegen seiner Zentralisirung der Arbeit, seiner einheitlichen Organisation der Arbeit außerordentlich beschränken. Wo ein Rad so ins andre greifen müßte, wie im sozialdemokratischen Staate, könnte es nicht dem Belieben des Einzelnen überlassen bleiben, wo er das Rad sein und ob er Rad oder Kurbel oder Schleife sein will; auch wäre es unmöglich, bei dem Einzelnen vor seiner Ausbildung zu bestimmen, wozu er taugt; auch könnten Versetzungen von einem Beruf zum andern nur in geringem Maße stattfinden, wenn nicht wieder die Einheit der Arbeit in Frage gestellt werden und eine Menge Arbeitskraft durch stets erneuerte Ausbildung verloren gehen sollte.

Auch heutzutage ist zwar die Berufswahl beschränkt durch die Mittel zur Ausbildung und durch die Aussicht auf Fortkommen; aber es ist ein großer Unterschied, ob ich durch äußere Verhältnisse bewogen werde, meinen Bedürfnissen diese oder jene Richtung zu geben, oder ob ich darin einem fremden Willen gehorchen muß; das letztere ist viel unleidlicher als das erstere. Auch hier kann man wieder sagen, dasselbe, was jetzt zur Sozialdemokratie treibt, würde aus ihr hinaustreiben. Die unbemittelten Leute sind in ihrer

Berufswahl außerordentlich beschränkt, sie fühlen das als eine Ungerechtigkeit, als eine Beschränkung durch die bemittelten. Sie würden im sozialdemokratischen Staate diese Art der Beschränkung nur gegen eine andre eintauschen, gegen die Beschränkung ihrer Berufswahl durch die Behörden; sie würden das als eine ebensolche Ungerechtigkeit fühlen, nur würde diese Ungerechtigkeit einen noch viel größern Teil des Volkes treffen als heutzutage.

Es hat aber nicht nur jeder das Bedürfnis nach einer ihm zusagenden Arbeit, es hat auch jeder andre Bedürfnisse, um arbeiten zu können, überhaupt andre Bedürfnisse, um zufrieden zu sein. Jemand, der an den falschen Ort gestellt ist, wird eben wenig leisten, daher wenig erwerben, und deswegen seine sonstigen Bedürfnisse nicht in dem Maße befriedigen können, wie er es wünscht; seine Arbeitsleistung und die Bedürfnisse, die durch sie befriedigt werden sollen, würden eine immer mehr sich erweiternde Kluft zeigen. Man würde diese Unmöglichkeit, Arbeitsleistung und Befriedigung der Bedürfnisse einerseits und Bedürfnis bestimmter Arbeitsart mit der thatsächlich zugetheilten Arbeit in Einklang zu bringen, auf die bestehenden Einrichtungen schieben; man würde darüber klagen, daß man Arbeiten verrichten müsse, zu denen man nicht taugt, und daß man infolge dessen nicht soviel erwerbe, als man brauche, so wie man sich jetzt beklagt, daß man zwar die Berufswahl bis zu einem gewissen Grade frei habe, daß das aber nur die Freiheit sei, bei irgend einer Berufsart zu verhungern; man würde sich vielleicht nach der Zeit zurücksehnen, wo man sich frei für eine Arbeitsart entscheiden konnte, wenn man auch dabei Mangel litt. Jeder kann die Erfahrung machen, daß das Interesse für die Arbeit eine moralische Macht ist, die sehr schwer wiegt, oft so schwer, daß man über den geringen Ertrag der Arbeit hinwegsieht, ja daß man sich physisch zu Grunde richtet. Wie heutzutage, würde also auch im sozialdemokratischen Staate große Unzufriedenheit darüber entstehen, daß die Bedürfnisse des Einzelnen zu wenig Berücksichtigung fänden, nur wären das weniger die materiellen als vielmehr die geistigen Bedürfnisse, die der sozialdemokratische Staat ja immer höchst stiefmütterlich behandelt.

Wollte aber der sozialdemokratische Staat, um diese Unzufriedenheit zu vermeiden, die Bedürfnisse der Einzelnen möglichst gleich machen (vorausgesetzt, daß er es könnte), so würde er, wie gesagt, nur das bewirken, daß er alle Entwicklung abschneidet, daß er aus dem Staate eine bloße Maschine machen würde, die schließlich zum Stillstand kommen müßte, weil niemand dawäre, sie in Gang zu setzen und zu erhalten.

Das letzte, was noch zu erörtern übrig ist, ist der Ehrgeiz. So viel Arten von Thätigkeiten und Fertigkeiten, so viel Arten von Ehrgeiz giebt es; man kann daher im allgemeinen den Ehrgeiz weder loben noch tadeln: es giebt ebensowohl einen Ehrgeiz, geliebt zu werden wie gehaßt zu werden; der Ehrgeizige verlangt überhaupt, eine Macht zu erlangen durch Liebe oder durch

Furcht. Dennoch wird man in Bezug auf das öffentliche Leben zweierlei Ehrgeiz unterscheiden müssen: der Ehrgeizige der ersten Art will bloß den allgemeinen sittlichen Anforderungen der Gesellschaft so weit entsprechen, als dies durchschnittlich geschieht; er will seinen Platz in der Welt unter Berücksichtigung seiner Fähigkeiten und der ihn umgebenden Verhältnisse so gut ausfüllen wie jeder andre; diese Art von Ehrgeiz pflegt man meist gar nicht Ehrgeiz zu nennen, man pflegt daher jemand, der ihn nicht hat, einen Menschen von geringem Ehrgefühl zu nennen. Ich möchte ihn den negativen Ehrgeiz nennen, weil sein Mangel, nicht sein Vorhandensein auffällt. Diese Art Ehrgeiz ist in jedem Staate notwendig, das wird auch allgemein zugestanden werden. Aber das Maß dieses Ehrgeizes kann in verschiedenen Staaten und zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden sein; es wird sich richten nach den Anforderungen, die die Gesellschaft an den Einzelnen stellt, nach jenem Maß der Leistung des Einzelnen, womit die meisten, die davon mittelbar und unmittelbar betroffen werden, sich noch zufrieden geben, damit sie diesen Einzelnen weder von ihrem geschäftlichen noch von ihrem gesellschaftlichen Verkehr ausschließen.

Dieses geforderte Maß der Leistung des Einzelnen würde aber immer die Neigung haben, zu sinken, wenn sich jeder den zum Muster nehmen wollte, der den Anforderungen der Gesellschaft eben noch entspricht, denn die natürliche Trägheit des Einzelnen würde dieses Maß allmählich herabdrücken, und die Gesellschaft würde sich allmählich daran gewöhnen. Es ist daher notwendig, daß die Leistungen Einzelner hervorragen über dieses Maß, daß Einzelne dadurch Macht und Ansehen gewinnen, Bewunderung erregen und dadurch zur Nachahmung anreizen. Jedes Volk bedarf großer Beispiele, und wo es diese nicht hat, da schafft es sie sich künstlich durch Verehrung und Bewunderung von Männern, die es nicht verdienen, die kaum das Mittelmaß der Leistungen überschritten haben, diese werden auf das Piedestal der Volksverehrung gestellt, weil niemand anders daist, der Anspruch darauf machen könnte. Das Volk fühlt sich in seinen großen Männern geehrt, und ihre Thaten beleben den Ehrgeiz der Einzelnen, daß er nicht unter das Mittelmaß sinkt. Gäbe es nicht Männer, die über das Volk emporragend Macht und Ansehen gewinnen, so würde bald das notwendige Maß des Ehrgeizes verschwunden sein, oder vielmehr es wäre ein Zeichen, daß es verschwunden ist.

Diese zweite Art des Ehrgeizes kann viel Schaden verursachen, großes Unglück anrichten, aber sie ist für jeden Staat so notwendig wie die erste Art, wenn er nicht rückwärts statt vorwärts schreiten will; auch der sozialdemokratische Staat wird ihn nicht entbehren können. Ehrgeiz ist aber nicht möglich ohne Erwerbung von Macht, der eigentliche Ehrgeiz besteht ja darin, daß man mehr Macht haben will als andre, daß man andre beherrschen will, sei es durch Liebe oder Furcht. Wer aber Macht hat, der will sie behalten, ja

er will sie vererben auf seine Kinder. Ständig aber wird die Macht nur auf Grundlage des Besitzes, Grundbesitzes oder Kapitals. Die Ehrgeizigen müßten darnach streben, etwas dem gleichwertiges zu schaffen, vielleicht Grundbesitz und Kapital unter anderm Namen einzuführen: denn nur der hat Macht über andre, der die Macht hat über die Mittel zur Befriedigung ihrer notwendigsten Lebensbedürfnisse. Wer die Macht in den Händen hat, wird andre Ehrgeizige durch Verleihung von Grund- und Kapitalbesitz und andern materiellen Vorteilen an sich fesseln müssen, um nicht bloß geistige und rechtliche, sondern auch physische Macht in seinen Händen zu haben. Wahrscheinlich war das auch einer der Wege, die aus dem alten Gemeineigentum zum Privateigentum geführt haben, daß die Mächtigen des Stammes (Häuptlinge, Priester) ihren besonders willfähigen oder geschickten Anhängern, vielleicht auch hie und da Rivalen das Recht des ausschließlichen Gebrauches gewisser Güter verliehen (Tabu); was vielleicht anfangs persönlich war, wurde später erblich. Jedenfalls ist die Macht die Grundlage des Privateigentums an Boden und Kapital und wird stets wieder dahinführen. Im sozialdemokratischen Staate würde nur der Prozeß von neuem beginnen, der sich bisher vollzogen hat.

Überblicken wir das bisher gewonnene, so sehen wir, daß alles das, was die Einzelnen zum sozialdemokratischen Staate hintreibt, sie nach seiner Gründung wieder hinaustreiben müßte. Wir sehen, daß sich die Vergleichungsgefühle verstärken würden, daß die Unselbständigkeit der Arbeiter zunehmen würde, daß der unvernünftige Egoismus die Güte der Arbeit herabdrücken würde, daß die Bedürfnisse des Einzelnen nicht berücksichtigt werden könnten, daß der Ehrgeiz wieder zur Schaffung von Grundbesitz und Kapital führen würde, daß also im sozialdemokratischen Staat jene Entwicklung nur von neuem beginnen würde, die sich bisher aus den Urzeiten des Gemeineigentums heraus vollzogen hat.

Der Sozialismus ist überhaupt inkonsequent: er ist einerseits materialistisch, andererseits idealistisch. Er berücksichtigt nur materielle Güter, nur die wirtschaftliche Seite der Gesellschaft und des Staates, er hat wenig Achtung vor rein geistiger Arbeit, er weist die Religion größtenteils zurück. Und doch spricht er von sittlichen und menschlichen Pflichten, von den allgemeinen Menschenrechten, vom Recht auf Arbeit. Er stellt sich also auf den Standpunkt, daß es gewisse ursprüngliche und unveräußerliche Menschenrechte gebe, d. h. auf den idealen Standpunkt des Naturrechts. Dieser ideale Standpunkt ist materialistisch gar nicht zu begründen. Aber er ist überhaupt falsch, sobald man von Thatsachen und nicht von metaphysischen Hirngespinnsten ausgeht. Es giebt kein Recht, bevor nicht eine gesellschaftliche Macht ein positives Recht geschaffen hat. Vor dem positiven Recht kann es nur gesellschaftliche Bedürfnisse geben und Forderungen, die in diesen Bedürfnissen begründet, aber keine rechtlichen sind. Ebenso wird es von den sittlichen Anschauungen der Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit abhängen, ob sie glaubt, daß solche For-

derungen im sittlichen Bedürfnis begründet seien. Es giebt allerdings sittliche Prinzipien, die, wenn sie sich auch nicht bei jedem Volke vorfinden, sich doch bei jedem Volke mit der Zeit entwickeln müssen, aber diese Prinzipien sind kein Recht, sie sind nur Forderungen, die in sittlichen Bedürfnissen der menschlichen Natur begründet sind. Nur deswegen, weil das Wesen des Rechtes so oft übersehen wird, nimmt jede politische und soziale Partei hochfahrend das Recht für ihre Prinzipien in Anspruch, statt sie bescheiden in einem allgemeinen Bedürfnis zu begründen.

Die Sozialdemokratie übersieht aber auch, daß alles Recht, alle soziale Ordnung überhaupt auf Macht, ja Gewalt beruht, und zwar nicht auf der Macht des Staates oder der Gesellschaft in abstracto, sondern auf Personen, die die thatsächliche Macht innehaben; der Staat in abstracto hat gar keine Macht. Weil es aber nur durch machthabende Personen möglich ist, eine rechtliche und soziale Ordnung in der Gesellschaft zu gründen und zu erhalten, so bezahlen sich auch diese Personen für ihre Organisation durch Eigentum an Grundbesitz und Kapital; ja noch mehr, Grundbesitz und Kapital sind die Grundlagen ihrer Macht, nur durch diesen Besitz haben sie Macht, und nur durch diese Macht ist eine soziale Ordnung möglich. Daher müssen sich in jeder Staatsordnung solche machthabende Personen finden, mögen sie nun dem Adel oder der Geldaristokratie angehören; im sozialdemokratischen Staate würde an ihre Stelle die Bürokratie treten und würde sich bald die nötige materielle Unterlage ihrer Macht verschaffen. Grundbesitz und Kapital bilden den Schwerpunkt der Macht, und ein zivilisierter Staat, in dem es keinen solchen Schwerpunkt der Macht gäbe, in dem die Machtverhältnisse veränderlich wären wie das Meer, wird nie lange bestehen können. Rodbertus-Sagekow hat ganz Recht, wenn er behauptet, daß erst mit der Teilung der Arbeit Grundbesitz und Kapital, ja das Privateigentum überhaupt seinen Anfang genommen habe; er übersieht aber, daß das deswegen der Fall war, weil erst mit der Teilung der Arbeit eine soziale Organisation notwendig wurde, daher auch eine organisatorische Macht, d. h. Leute, die die Macht hatten, Ordnung zu schaffen. Die Ordnung schafft sich nie von selbst, noch kann sie von der bloßen Idee der Gesellschaft oder des Staates geschaffen werden, denn diese hat ihren realen Bestand nur in den einzelnen Gliedern.

Es ist aber leider in der menschlichen Natur begründet, daß die Mächtigen mehr für sich nehmen, als zur Aufrechthaltung der sozialen Ordnung notwendig ist, daß sie den Untergebenen oft nur das nackte Leben übrig lassen. Dieser unvernünftige Egoismus führt zu sozialen Revolutionen, die irgendwelchen neuen Zustand schaffen, der schließlich wieder in den Kapitalstaat einmündet. Dieser Egoismus wird niemals zu vernichten sein, aber er kann, sobald er als unvernünftig erkannt ist, zu öffentlichen Einrichtungen führen, die ihn einschränken.

Weil die Sozialdemokraten das Wesen des Rechtes und der sozialen Ordnung übersehen, behaupten sie das Recht des Arbeiters auf sein Erzeugnis. Vor allem positiven Recht, ehe noch eine Teilung der Arbeit eingetreten ist, giebt es überhaupt kein Recht, es ist bloß natürlich, daß jeder sich das Produkt seiner Arbeit, weil er doch nicht für einen andern wird arbeiten wollen, zu sichern sucht. Mit der Teilung der Arbeit gewinnt die Sache ein ganz andres Ansehen. Wo jeder nicht mehr, was er braucht, sich selbst erarbeitet, sondern aus dem Vorrat anderer eintauscht, ist eine organisatorische Macht notwendig, die überhaupt diese Teilung der Arbeit erst möglich macht. Es ist natürlich, daß diese organisatorische Macht, weil sie die Teilung der Arbeit erst möglich macht, anfangs Arbeit und Arbeiter als Eigentum für sich in Anspruch nimmt; denn jede neue Idee tritt nicht nur extrem auf, sondern sie blendet auch die Mitwelt. Der, der zuerst Macht genug errungen hat, um absichtlicher Weise die Teilung der Arbeit zu organisieren, erschien gewiß seinen Untergebenen wie ein überirdisches Wesen, daß er durch seine Macht eine soziale Ordnung schuf und erhielt.

Trotz alledem kann nicht abgeleugnet werden, daß heute große soziale Übelstände vorhanden sind. Ich will daher noch einen Blick auf ihre mögliche Abhilfe werfen, aber diese auch nur von ihrer psychologischen Seite betrachten.

Grundbesitz und Kapital ist die Grundlage aller Macht und Selbständigkeit; nichts ist aber dem Menschen mehr zuwider, als Abhängigkeit von dem Willen eines andern, sobald er eine gewisse Selbständigkeit des Denkens und Fühlens erlangt hat, die ihn darüber nachdenken läßt. Deswegen fühlt sich ein Mensch glücklicher, der sich mit geringem Grundbesitz oder Kapital mühsam durchs Leben arbeitet, als ein Mann von verhältnismäßig größerem Einkommen, der in seiner ganzen Arbeit von dem Willen eines andern abhängt. Das Einkommen muß schon um vieles größer sein, wenn es den Mann für seine Unselbständigkeit entschädigen soll; manchen wird kein Einkommen entschädigen können. Man verschaffe also solchen unselbständigen Menschen die Möglichkeit, sich Kapital zu erwerben, und die Sozialdemokratie wird vom Erdboden verschwinden. Ich weiß sehr wohl, wie wenig und zugleich wie viel damit gesagt ist: wenig in Bezug auf die Mittel der Durchführung, viel in Bezug auf die Tragweite der Maßregel. Was das Zuwenig anlangt, so suche ich die Rechtfertigung darin, die übrigens nicht einmal neu ist, daß diese Idee ausgesprochen werden muß, wenigstens zu dem Zweck, zum Nachdenken über die Möglichkeit ihrer Verwirklichung aufzufordern. Ich weiß auch recht wohl, wie viel eine solche Maßregel bedeuten würde, sie ließe hinaus auf eine starke Beschränkung des Großkapitals; denn dieses ist durch seine ausgedehnten Mittel imstande, die Arbeiter mehr auszubeuten als das Kleinkapital, es streicht jene Gewinne ein, die sonst dem Arbeitslohn und dem Kleinkapital zu gute kämen.

Unvermeidlich wäre es auch, wenn man das Großkapital irgendwie beschränken, den Arbeitslohn irgendwie heben wollte, den internationalen Weg zu betreten; denn jede auch noch so allmähliche Beschränkung des Großkapitals und Hebung des Arbeitslohnes in einem Staate allein würde das Kapital dorthin treiben, wo diese Beschränkung nicht besteht und der Arbeitslohn niedriger ist. Diesem internationalen Weg steht heute die nationale Idee entgegen, die mehr als je an Kraft gewonnen hat. Die Heilung der allgemeinen sozialen Übel bedarf aber eines gewissen Kosmopolitismus; ich meine darunter nicht jenen internationalen Sinn, der stets bereit ist, seine eigne Nationalität wegzuworfen, um eine fremde einzutauschen, sondern nur den, der es dahin brächte, daß die einzelnen Nationen es nicht verschmähten, gemeinschaftlich gewisse gemeinsame Güter anzustreben. Heutzutage wollen aber die meisten Nationen gemeinsame Vorteile deshalb nicht gemeinschaftlich zu erreichen suchen, weil diese Vorteile nicht auch andern Nationen als der eignen zu gute kommen sollen.

Ein zweites, was zur Heilung der sozialen Übel beitragen könnte, ist die Volkserziehung. Heute wird in der Schule überhaupt nicht erzogen, sondern es wird dem Kinde ein bestimmter Lehrstoff beigebracht; die Charakterbildung bleibt ausschließlich der Familie überlassen, wenigstens ist es nur guter Wille des Lehrers, wenn er hier etwas thut. Die Familie wird auch immer der Ort eigentlicher Charakterbildung bleiben müssen, aber die Schule kann und soll sie darin unterstützen; sie soll das Mitgefühl möglichst auszubilden streben, sie soll stets auf die Gefühle andrer hinweisen, die bei irgendeiner Handlungsweise entstehen, kurz, sie soll das innere Leben der Nebenmenschen auf Grund des eignen Seelenlebens kennen lehren, damit der Nebenmensch nicht als bloße Sache der äußern Welt behandelt wird; denn nur auf Grund des eignen Seelenlebens kann man das fremde erkennen, und die Kenntnis des fremden Seelenlebens wird wieder dazu führen, das eigne vorurteilsloser beurteilen zu lernen. Dazu kann aber unmöglich die bloße Kenntnis der äußern Natur anleiten; diese gelangt in ihrem steten Bestreben, die Innerlichkeit des Menschen in Äußerlichkeit zu verwandeln, schließlich dazu, die Innerlichkeit des Menschen zu vernachlässigen, wenn nicht zu leugnen. Die, die den naturwissenschaftlichen Unterricht in den Vordergrund der Erziehung stellen wollen, würden durch Vernachlässigung des Gemütslebens schließlich nur eine Verrohung des Kindes zu Wege bringen. Daß die Erziehung auch darauf hinarbeiten müßte, die Nationen einander näher zu bringen (ohne die eigne Nation aufzugeben), auch im Fremden den Nebenmenschen lieben zu lehren, nicht aber ihn als ein Objekt zu betrachten, das wenigstens politisch zu übervorteilen höchst verdienstlich sei, versteht sich von selbst.

So viel ist sicher: man mag die soziale Frage drehen und wenden, wie man will, immer wird sie darauf hindrängen, den internationalen Weg zu betreten.